

## Das System steht noch immer für Unterbrechung

**Historiker sind Wissenschaftler, die sich in ihren Routinen besonders ungern irritieren lassen. Aloys Winterling hat trotzdem versucht, den Fachkollegen die Begriffe Niklas Luhmanns nahezubringen. Seine Abschiedstagung an der Humboldt-Universität erprobte die Anwendung der Systemtheorie auf athenische Volksbeschlüsse, englische Strafprozesse und chinesische Beamtenlaufbahnen. Auch Türstopper, Götter und Bots wurden angesprochen.**

In einem Interview mit dem Religionssoziologen Detlef Pollack gab Niklas Luhmann 1991 freimütig Auskunft zu seiner soziologischen Poetologie: „Ich denke primär historisch“, stellte er da unumwunden fest, „das heißt, ich muss immer zugeben können, dass in älteren Gesellschaften bestimmte Aussagen nicht gelten.“ Das Bekenntnis des Systemtheoretikers zur Historizität seiner Beobachtungen stand als Motto über einer Abschiedstagung, die an der Berliner Humboldt-Universität zu Ehren des in den Ruhestand scheidenden Althistorikers Aloys Winterling veranstaltet wurde. Wie kein Zweiter in seinem Fach hat dieser immer wieder versucht, Anregungen aus der Systemtheorie aufzunehmen und seine Kollegen vom Wert einer Beschäftigung mit ihr zu überzeugen. Schon 2012 veranstaltete er auf dem Historikertag eine Sektion unter der Überschrift „Funktionale Differenzierung in der römischen Antike“. Zehn Jahre später lautet der Titel noch umfassender: „Systemtheorie & Antike Gesellschaft“.

Winterling, der ursprünglich aus der Frühen Neuzeit kommt, über den Hof des Kurfürsten von Köln promoviert wurde und seine Kenntnisse dann auf die antike Aula Caesaris übertrug, gab eingangs als ehrgeiziges Ziel der Tagung vor, die historische und die systemtheoretische Seite zusammenzuführen. Bislang habe die Geschichtswissenschaft mit einer starken Zurückhaltung auf die als „konservativ“ und „hyperkomplex“ verschriene Theorie reagiert und damit einen inspirierenden Gesprächspartner außer Acht gelassen. Andersherum habe Luhmann selbst immer wieder die Frage nach Strukturveränderungen gestellt und Gesellschaftsentwicklungen auf ihre Differenz von vorher und nachher untersucht. Das zeige sich beispielsweise schon an Luhmanns Gespür für die Problematik moderner Selbstbeschreibungen durch Begriffe wie „Volk“ oder

„Souveränität“, die ursprünglich dazu entwickelt wurden, um Programmatiken durchzusetzen, nicht um Zustände zu beschreiben. Winterlings dialektische Leitfrage lautete sodann: Was bekommt man in und was gerät aus dem Blick, wenn man vormoderne Gesellschaften unter der Perspektive der Systemtheorie betrachtet?

Den Aufschlag machte Luhmanns direkter Lehrstuhlnachfolger in Bielefeld, der inzwischen in Bonn ansässige Soziologe Rudolf Stichweh mit einem Vortrag über „Differenzierung“. Diese aus der Biologie stammende Theorielogik beschreibt ein „Sortiersachverfahren“, durch das Kommunikationsereignisse und Personen verschiedenen Systemen der Gesellschaft zugeordnet werden. Mit Blick auf die aktuellen Entwicklungen in Russland betonte Stichweh, dass Autokratien stets erbittert gegen funktionale Differenzierung ankämpften, weil sie eng mit der Idee der Demokratie verbunden sei. Als besonders bemerkenswert stellte Stichweh außerdem heraus, dass bislang kein einziges gescheitertes Funktionssystem bekannt sei – „nicht einmal das Handwerk“. Da ging ein erstauntes Raunen durch das Tagungspublikum, und einer rief: „Aber was ist mit dem Sport?“

Julian Müller, ein junger Soziologe aus Graz, der gemeinsam mit Astrid Séville kürzlich im „Merkur“ unter der Überschrift „Das Habeck-Paradox“ einen geistreichen Aufsatz zum medialen Verhalten des derzeit beliebtesten Bundespolitiklers veröffentlicht hat, sprach im Anschluss über „Kommunikationsmedien“. Er erinnerte daran, dass die Gesellschaft bei Luhmann aus Kommunikationsereignissen besteht, die unablässig wiederholt werden müssten, um Stabilität zu erzeugen. Verschiedene Medien helfen dabei, Unwahrscheinlichkeiten in Wahrscheinlichkeiten umzuwandeln. Die Sprache etwa diene dazu, dass die meisten Kommunikationsversuche nicht abgelehnt würden. Eindringlich warnte Müller davor, sich aus der luhmannschen Theorie „nur Schlagwörter herauszupicken“ – durch selektive Anschlüsse sei keine weiterführende Anwendung möglich. Und noch eine – eher spekulative – Vermutung gab Müller zu Protokoll: Immer dort, wo Luhmann versucht habe, seine Argumentation durch grafische Darstellungen zu veranschaulichen, sei seine Theoriearchitektur nicht weiter ausgebaut worden.

Dem stellte Rudolf Schlögl aus Konstanz, den die Moderatorin Barbara Stollberg-Rilinger als „Winterling der Frühen Neuzeit“ vorstellte, trotzig ein Vierfelderschema nach Luhmann entgegen, auf dem die Erfolgsmedien „Wahrheit, Liebe, Geld und Macht“ bildlich angeordnet und mit Blick auf die instabile Kommunikation unter Anwesenden zueinander in Beziehung gesetzt wurden. Die in der Diskussion aufkommende Frage, warum Rituale in Luhmanns Theorie eine so untergeordnete Rolle spielten, beantwortete der ehemalige DFG-Präsident Peter Strohschneider mit einem jener habituellen

professoralen Flüsterlakonismen: „Er war halt Jurist, also interessiert an harten Normativitäten.“

Das diente wiederum als Vorlage für André Krischer, den designierten Nachfolger von Roland Asch in Freiburg, der in einem ungewöhnlich lebhaften Vortrag zur „Ausdifferenzierung des erlaubten Konflikts im englischen Schwurprozess“ sprach. Als paradigmatisches Beispiel diente ihm das Verfahren gegen John Lilburne, der sich 1649 zum Auftakt seines Prozesses weigerte, die Hand zu heben, und auch sonst gegen alle denkbaren Formalitäten verstieß (beispielsweise auf den Boden urinierte, weil man ihn nicht aus dem Anklagestand entlassen wollte). Krischer wertete die Devianz des Angeklagten nicht psychologisch, sondern als Anzeichen für eine Degeneration des englischen Rechtssystems: „Die Verhandlung war mit dem Konflikt identisch geworden.“ Die weitreichende Folge von Lilburnes Rechthaberei war eine Verfahrensreform Ende des siebzehnten Jahrhunderts, im Zuge deren vor Gericht erstmals professionelle Verteidiger zugelassen wurden. Dass rechtliche Verfahren nach Krischer Grenzen haben, die man durch eine Sprache markieren muss, die nicht kompetente Sprecher ausschließt, klang mit Blick auf das Tagungsthema dann fast schon selbstreferenziell.

Stollberg-Rilinger jedenfalls nahm das landläufige Vorurteil gegenüber der Systemtheorie auf, indem sie aus Luhmanns „Sozialen Systemen“ zitierte: „Der Flug muss über den Wolken stattfinden, und es ist mit einer ziemlich geschlossenen Wolkendecke zu rechnen. Man muss sich auf die eigenen Instrumente verlassen.“ Dass dieser Satz von einer traditionell eher bodennahen Geschichtswissenschaft bisher als Provokation verstanden wurde, scheint nicht weiter verwunderlich. Und in der Tat existiert ja die von Stollberg-Rilinger angesprochene Gefahr, dass theoretische Formulierungen zum normativen Selbstzweck werden.

Nicht nur die europäischen Gesellschaften der Vormoderne, sondern beispielsweise auch die chinesische Gesellschaft wurde auf der Konferenz zum Thema. Aus Taipeh zugeschaltet war der Soziologe Chuh-Chieh Tang, der über eines von Winterlings Lieblingsparadigmen sprach: die Kopplung von gesellschaftlicher Stratifikation und politischem Amtsdienst. Als eine von vielen Differenzen zum westlichen Schichtungssystem hielt Tang fest, dass im chinesischen Fall Stratifikation über Bildungsdifferenzen organisiert worden sei. Für die Ausweitung des – von Luhmann selbst eher vernachlässigten – Akteursbegriffs auf Nicht-Menschen plädierte Matthias Pohlig: Nicht nur Menschen seien an Kommunikation beteiligt, sondern auch Computer, Götter, Geister, Bots oder Türstopper – „wer ansprechbar ist, ist sozialer Akteur“.

In der zweiten Hälfte der Tagung sorgten die neun althistorischen Vorträge für

eine gewisse Erdung des Themas. Nacheinander legten sie das systemtheoretische Maß an die verschiedenen Epochenabschnitte an – Jan Meister aus Bern sprach über die noch unvollständig stratifizierte Oberschichten der archaischen Zeit, ein etwas hochnäsiger Lecturer aus Edinburgh redete über Geld als strukturierendes Medium des Alltagslebens in Athen, der Mannheimer Althistoriker Christian Mann zeigte überzeugend, was die Systemtheorie leistet, um die athenische Demokratie mit anderen antiken Herrschaftsformen vergleichbar zu machen. Nach Manns Vortrag offenbarte Rudolf Stichweh, dass Luhmann im Jahr 1974 wohl selbst ein Seminar zur athenischen Demokratie anbieten wollte, das aber offenbar nicht genehmigt worden sei. Eine kurze E-Mail-Nachfrage beim Projektkoordinator des Bielefelder Luhmann-Archivs kann keine weiteren Hintergründe klären: Weder in der Personalakte noch in den veröffentlichten Vorlesungsverzeichnissen findet sich eine Spur. „Dass die Lehrkommission der Fakultät die Veranstaltung nicht genehmigt hat, ist allerdings gut vorstellbar, denn seit 1971 war das Klima zwischen Luhmann und der Fakultät stark eingetrübt.“

Winterling selbst widmete sich in seinem Vortrag dem ausgewogenen Verhältnis von sozialer Stratifikation und politischem System in der römischen res publica. Er beschrieb zunächst eine „Überintegration“ der politischen Ordnung, die im Sinne einer „herrschaftsfremden Verbandsverwaltung“ (Max Weber) alles daransetzte, die Herrschaft des Einzelnen zu minimieren. Je machtloser die Ämter wurden, desto wichtiger wurden Ehrbezeichnungen durch militärischen Ruhm oder performative Rangmanifestationen. Mithin blieb das politische System in der römischen Republik nicht auf Organisation und Verfahren beschränkt, sondern es schloss im Sinne einer „strukturellen Kopplung“ auch immer soziale Hierarchie-Mechanismen mit ein.

Vorträge über Vertrauen, Korruption und das Krisenbewusstsein in der römischen Republik gaben Raum für einen letzten, frei gehaltenen Vortrag des Potsdamer Religionswissenschaftlers Johann Hafner, der, ausgehend von den Stichworten Codierung, Programmierung und Medienkontrolle, die „Transzendenzinflation“ im ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhundert erläuterte.

Luhmann starb 1998, aber seine komplexe Theorie fasziniert ein Vierteljahrhundert später noch immer. Nicht den großen Kreis, das wurde mehrfach angemerkt, aber diejenigen, die sich von ihrem emergenten Ausdruck nicht abschrecken lassen, erschließt sie neue Welten. In der Abschlussdiskussion gab es noch kurz Unklarheit über die Frage, wie „metahistorisch“ Luhmanns Theorie eigentlich zu verstehen sei, ob sie dem Forscher eher als begrifflicher Werkzeugkasten diene oder doch als Mittel, um „die Abhängigkeit von gesellschaftlichem Sprachgebrauch aufzubrechen“ (Schlögl) – aber dieser

Dissens entpuppte sich schnell als produktives Missverständnis. Einig war man sich abschließend darin, die „holistische Herausforderung“ der Systemtheorie annehmen und ihren Universalitätsanspruch ausprobieren zu wollen. Aloys Winterling, so hört man, schreibt an einem Buch über Caesar. Man darf sich also nach seinem „Caligula“ auf ein weiteres, schillerndes Anwendungsbeispiel freuen. Simon Strauss